

Leseverhalten

In einem Kolloquium über Schriftsprachlichkeit einen Vortrag über Leseverhalten: Was kann er zu dem Thema der Schreiberziehung, der Rechtschreibung, der schriftlichen Kommunikation beitragen? Welche Aufgaben kann das Lesen in der Schreiberziehung übernehmen? Diese Fragen an den Anfang stellen, heißt bis in die Fundamentalfrage des Verhältnisses von Lesen und Schreiben herabsteigen. Damit ist die Betrachtung bei den Grundlagen einer Informationstheorie angelangt, deren Lösung kaum das Ziel dieses Kolloquiums sein kann. Dennoch müssen wohl einige Worte dazu gesagt werden, da sie für eine Differenzierung des Lesebegriffs erforderlich erscheinen. Lassen Sie sie mich in eine Frageform kleiden, um deutlich zu machen, daß ich Ihnen keine fertigen Theorien liefern will.

Ist das traditionelle Modell von Sender und Empfänger, das sich aus der strukturellen Sprachwissenschaft entwickelt, also die mündliche Sprachvermittlung als den originären Typ, die Schriftsprachlichkeit als Derivativ annimmt, ohne erhebliche Differenzierung auf das Verhalten von Schreiben und Lesen anwendbar? Ist das Lesen ein elementarer Vorgang im ursprünglichen Sinn des Wortes, unteilbar, undifferenzierbar, wie es eine Informationstheorie darzustellen pflegt? Gibt es nicht Formen des Lesens, die von sehr unterschiedlichen Bedürfnissen und Voraussetzungen ausgehen, die bei der Analyse des Leseverhaltens deutlich unterschieden werden müssen?

All diese Fragen mit den Mitteln statistischer Leseanalyse zu beantworten — oder auch nur weiter differenzieren zu wollen —, hieße sicherlich ein zu einfaches Instrumentarium an dieses Problem herantragen. Doch lassen Sie mich von einigen statistischen Daten ausgehen.

In der Mitte der fünfziger Jahre glaubten die Meinungsforschungsinstitute, eine erste Umschichtung im Leseverhalten feststellen zu können, und die Statistiken der öffentlichen Bibliotheken schienen diese Beobachtungen zu bestätigen. Das Lesen verlor zunehmend gegenüber dem damals neuen Fernsehen an Interesse. Sowohl was die Zahl der Leser als auch die Zahl der Ausleihen pro Kopf der Leser angeht, konnte ein deutlicher Rückgang beobachtet werden. Die Aufbauarbeit der öffentlichen Bibliotheken, die nicht ohne erhebliche ideologische Kämpfe in der Nachkriegszeit unter dem Ideal eines literarischen Zugangs aller

zu jeder Form gedruckter Information geleistet war, schien den Bibliothekaren ernsthaft gefährdet. Das Ziel des möglichst häufigen Umschlagens eines Titels – bis zu zehn Entleihungen pro Jahr – erwies sich als ein Trugbild, wenn es denn je ein ernsthaftes Ideal war. Eine – allerdings nur kurze – Zeitlang sah es so aus, als ob zu einem heiligen Krieg aufgerufen werden müsse, um das Lesen gegen das Fernsehen zu verteidigen.

Nun, nach wenigen Jahren, hat sich die Nutzung der öffentlichen Bibliotheken stabilisiert, wenn auch auf einem anderen Niveau. Das heißt nicht, daß sie sich auf einer tieferen statistischen Zahl einpendelte, sondern daß das Verständnis von Bibliotheksbenutzung sich gewandelt hatte, und damit andere Interessenten an die Bibliothek herangezogen wurden, die anderes Leseverhalten an den Tag legten.

Nicht zufällig fällt dieser Prozeß mit der Umbenennung der öffentlichen Bibliothek zusammen. Das alte volksbildnerische Selbstverständnis, das seit dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die deutschen öffentlichen Bibliotheken beherrschte, wurde von einem Bildungsideal bestimmt, das die kulturpolitische Bedeutung der sogenannten Volksbücherei in der Heranführung der nichtakademischen Schichten an die deutsche Literatur zum Ziel hatte. Da sich dieses Ideal auf verschiedene Weise realisieren ließ, entstand in den zwanziger Jahren eine heftig geführte Diskussion über den rechten Weg, die unter dem Namen Richtungsstreit in die Bibliotheksgeschichte eingegangen ist.

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde diese Diskussion durch den Einbruch der Idee der Bibliothek als Informationszentrum weitgehend überholt; und als die Bildungsplaner seit der Mitte der fünfziger Jahre die informierte Gesellschaft zum deutschen Bildungsziel erhoben, beschleunigte sich dieser Prozeß, die Bibliothek zur Informationseinrichtung umzuwandeln. Das drückte sich auch äußerlich in der Namensänderung von "Volksbücherei" zur "Öffentlichen Bibliothek" aus.

Warum erzähle ich das alles, was hat das mit Leseverhalten zu tun? Ganz einfach: Diese Wendung von der Volksbücherei zur öffentlichen Bibliothek hatte eine deutlich andere Nutzungsstruktur zur Folge, die sich in zwei fundamentale Daten fassen läßt. Zum einen hat seit dieser Zeit der Anteil der Sachbücher gegenüber der schönen Literatur erheblich zugenommen. Wenn in der alten Volksbücherei Anteile von schöner Literatur bis zu 80% an der Gesamtausleihe festzustellen waren, so sank dieser Anteil in den fünfziger Jahren unter 50%, bei einigen öffentlichen Bibliotheken sogar unter 33% ab. Der Leser las – um es auf eine griffige Formel zu bringen – nicht mehr Literatur, er las Information.

Damit ist jedoch eine erste Differenzierung erreicht, die für die Frage des Verhältnisses von Schriftsprache und Lesen von Bedeutung werden kann. Ist, so muß man sich fragen, das Leseverhalten zur Schrift das gleiche, ob der Leser nun sogenannte schöne Literatur oder Sachliteratur liest?

Dieser Prozeß der Ausdehnung der Sachtitel findet natürlich in der Buchproduktion dieser Jahre ebenfalls ihren Niederschlag. Ein neuer Buchtyp erschien damals auf dem Buchmarkt, der zwischen populärwissenschaftlicher Darstellung und Kolportage schwankt, je nach der Seriosität des Autors. Einige Verlage, etwa Econ, haben dieser Entwicklung ihren Aufstieg zu verdanken.

Doch nun zum zweiten: Nicht nur die Hinwendung zum Sachbuch ist für diese Entwicklung charakteristisch. Die einmal propagierte Idee der Information führt zu einer Form der Literaturnutzung, die das Nachschlagen gegenüber dem kontinuierlichen Lesen fördert. Die öffentlichen Bibliotheken legten sich zu dieser Zeit einen erheblichen Bestand an Nachschlagewerken zu, Lexika, Enzyklopädien, Bibliographien, bis hin zu den technischen Tabellenwerken, die niemals jemand gelesen hat, obwohl sie intensiv benutzt werden.

Drei Faktoren haben sich also zu dieser Zeit am Leseverhalten geändert: Der Grund des Lesens, der Inhalt des Lesens und – wenigstens zum Teil – auch die Form des Lesens. Man wird natürlich die Frage stellen müssen, ob diese Wandlung, ob solche Formen der Wandlung des Leseinteresses Einfluß auf das Verhältnis von Lesen und Schreiben und damit auf die Schriftsprachlichkeit haben.

Doch lassen Sie mich noch erst mit den Fakten fortfahren. Betrachten wir zuerst einmal das statistische Material der letzten Jahre. Es gibt in ihm eine ziemlich konstante Zahl, das ist der Anteil der Leser an der Gesamtbevölkerung einer Stadt. Natürlich enthält auch dieser Wert eine Schwankungsbreite, doch liegt er für die Bundesrepublik Deutschland ziemlich einheitlich bei 5%, das heißt, jeder zwanzigste Bürger einer Stadt ist eingeschriebener Leser einer öffentlichen Bibliothek. Aus diesem Wert möchten die Bibliothekare gerne eine Aussage über das Leseverhalten gewinnen, bei dem den Bürgern nicht eben die besten Noten zugeteilt werden. Im Vergleich mit einigen anderen Ländern – vor allem mit Großbritannien und Dänemark – liegen die deutschen Zahlen eben doch sehr niedrig. Von einem Anteil, der bis zu einem Drittel der Bürger einer Stadt reicht, wagen die deutschen Kollegen nicht einmal zu träumen. Wie sehen sie die Ursachen für dieses geringe Interesse der Bürger

an ihren Bibliotheken? Gern wird darauf hingewiesen, daß die englischen oder dänischen Bibliotheken weitaus besser alimentiert sind als die deutschen. Dabei spielt wohl weniger der Buchbestand eine Rolle als die Öffnungszeiten, denn die deutschen öffentlichen Bibliotheken haben in den letzten Jahren keineswegs schlecht ausgestattete Erwerbungssetats gehabt. Die zum Teil erheblichen Etateinbrüche des laufenden Jahres haben sich statistisch noch nicht auswirken können. Mit dieser Argumentation wird unterstellt, daß eine latente Leserschaft vorhanden sei, daß sie jedoch nicht aktiviert werden könne, da dies an administrative Widerstände stoße.

Diese Vermutung läßt sich durch eine weitere statistische Beobachtung bestätigen. Der Prozentsatz der Leser an der Gesamtbevölkerung einer Gemeinde verteilt sich nicht gleichmäßig über alle Altersgruppen, sondern weist durchweg eine charakteristische Kurve auf. Unter jugendlichen Lesern läßt sich ein Leseranteil bis zu 20% feststellen. Spätestens mit dem zwanzigsten Lebensjahr fällt der Anteil rapide ab, um sich dann altersunabhängig bis unter 5% einzupendeln. Eine mögliche Erklärung dieser ungleichen Verteilung könnte darin gesehen werden, daß die Öffnungszeiten der Bibliotheken gerade den jugendlichen Lesern entgegenkommen, während sie für Berufstätige deutlich nachteilig sind. Bei der Beschränkung des Schulunterrichts auf die Vormittagsstunden kann der noch in der Schulausbildung Befindliche die nachmittäglichen Öffnungszeiten der Bibliotheken ausnutzen, während der Berufstätige auf die Abendstunden angewiesen ist, an denen die deutschen öffentlichen Bibliotheken im Gegensatz zu den englischen und dänischen Bibliotheken stark eingeschränkte Öffnungszeiten haben. Dieses Argument wird — wenn schon nicht ausdrücklich vorgetragen — so doch im Vergleich der deutschen Prozente mit den englischen oder dänischen unausgesprochen unterstellt. Ist es deshalb richtig? Kann es ungeprüft und undifferenziert übernommen werden? Bedenken muß schon das Faktum wecken, daß der Anteil der Leser in den öffentlichen Bibliotheken auch bei den Pensionären nicht steigt. Das einmal erreichte Niveau von rund 5% bleibt auch bei den Sechzig- bis Siebzijährigen erhalten. Bei dieser Gruppe liegt der geringe Prozentsatz jedoch nicht an der Ungunst der Öffnungszeiten. Es muß also auch andere Faktoren geben, die das Leseverhalten von Bürgern beeinflussen, als die Öffnungszeiten der Bibliotheken.

Sind die englischen, sind die dänischen Bürger so viel bildungsbewußter, was man auch immer unter diesem Bildungsbewußtsein verstehen mag? Betrachtet man einmal die Ergebnisse der Meinungsforschungsinstitute zu den Lesegewohnheiten, so lassen sich die statistischen Werte der öffentlichen Bibliotheken leichter interpretieren. Unverkennbar ist —

nicht nur in der Bundesrepublik Deutschland – ein leichter, aber kontinuierlicher Rückgang des Lesens in den letzten Jahren festzustellen. Das gilt für das Lesen im allgemeinen, also nicht nur für die Buchlektüre, sondern zum Beispiel auch für das Lesen von Tageszeitungen, während der Anteil des Fernsehens ziemlich konstant geblieben ist. Diese Statistik zeigt, daß es jedenfalls nicht ausschließlich das Fernsehen ist, das das Leseinteresse und die Lesebereitschaft einschränkt, sondern daß auch andere Formen der sogenannten Freizeitgestaltung auf die Lesebereitschaft einwirken.

Auch die statistischen Angaben des deutschen Buchhandels sind für die Beurteilung des Leseverhaltens nicht ohne Interesse. Wenn auch die einfache Relation Buchkäufer gleich Buchleser nicht undifferenziert übernommen werden sollte, so läßt doch die Zahl der verkauften Bücher gewisse Rückschlüsse auf das Leseverhalten zu. Hier sind zwei Zahlen von Bedeutung. Zum einen ist trotz der seit langem bestehenden Wirtschaftsrezession eine erstaunliche Ausweitung der Buchproduktion zu beobachten. Der Medienbericht der Bundesregierung spricht von rund 60.000 Neuerscheinungen des letzten Jahres, wobei nur die von den professionellen Verlegern veröffentlichten Schriften zählen. Die Deutsche Bibliothek hatte 1981 einen Zugang an Monographien, der fast die 100.000 erreichte. Dazu kommen fast 40.000 laufende Zeitschriften, 15.000 Dissertationen, audiovisuelle Medien und ähnliches, so daß in der Deutschen Bibliothek der gesamte Zugang an Bänden zum ersten Mal seit Bestehen dieser Bundesanstalt die Schranke von 200.000 Bänden in einem Jahr überschritten hat. Wer soll das alles lesen? Dies ist eine oft von den Besuchern der Deutschen Bibliothek gestellte Frage. Unter der Voraussetzung, daß es sich bei der Buchproduktion um einen funktionierenden Markt handelt, dürfte es mit dem Lesewillen und der Lesebereitschaft der Bürger der Bundesrepublik Deutschland danach doch nicht so schlecht bestellt sein. Zudem hören wir von den Buchhandlungen, daß trotz der wirtschaftlichen Einschränkungen ihre traditionellen Kunden ihnen bislang die Treue bewahrt haben. Bis zum vorigen Jahr konnte der Buchhandel über erhebliche Umsatzeinbußen noch nicht klagen. Für das Jahr 1982 sind wohl andere Zahlen zu erwarten, doch liegen sie noch nicht vor.

Wenn man diese Breite des statistischen Materials betrachtet, stellt sich die Frage nach dem Leseverhalten doch etwas differenzierter als bei einer Beschränkung auf die Bibliotheksstatistiken. Schlüsse möchte ich nicht ziehen, lassen Sie mich nur Fragen stellen: Ist das Leseverhalten in der Bundesrepublik Deutschland nicht dadurch ausgezeichnet, daß ein hoher Prozentsatz der Bürger die Befriedigung des Lesebedürfnisses mit dem

Wunsch nach Buchbesitz verbindet und daher eher ein Buch kauft als es einer Bibliothek entleiht? Führt diese Verbindung dazu, daß die Bücher, die einmal auf dem Bücherbord stehen, öfter und damit intensiver gelesen werden als die, die aus der Bibliothek entliehen werden? Oder täuscht nicht doch oft der Erwerb eines Buches ein Lesebedürfnis vor, wo es sich in Wirklichkeit nur um ein Bildungsbesitzstreben handelt? Diese Frage ist besonders an die Sammler von Klassikerausgaben zu richten.

Welche Antworten man auch auf diese Fragen geben mag, die Bildungstheoretiker, die Bibliothekare und Buchhändler sind sich jedenfalls einig in der Überzeugung, daß etwas zur Förderung des Lesens getan werden müsse. Dabei kann offenbleiben, ob eine wesentliche Verbesserung der Situation anzustreben ist, oder ob es nicht schon genügt, den jetzigen Zustand zu erhalten. Denn selbst dieses zweite, wesentlich bescheidene Ziel erfordert große Anstrengungen, da die Bereitschaft zum Lesen in jeder Generation neu geweckt und gestärkt werden muß.

Betrachtet man die statistischen Angaben der öffentlichen Bibliotheken über die Altersverteilung ihrer Leser, so lägen Maßnahmen nahe, die nicht so sehr auf die Jugend ausgerichtet sind als vielmehr auf die Erwachsenen. Die 20% der jugendlichen Bürger auch über das zwanzigste Lebensjahr hinaus bei der Stange zu halten, das erscheint, salopp ausgedrückt, das vordringliche Ziel. Dennoch richten sich fast alle Bemühungen um Verbesserung und Festigung der Lesekultur an die Jugendlichen. Erfolgen diese Maßnahmen nicht im Widerspruch mit den statistischen Daten, ja mit den empirischen Erfahrungen?

Wir wissen längst, daß es neben einem primären auch einen sekundären Analphabetismus gibt. Er muß nicht so weit gehen, daß die Fähigkeit des Lesens und Schreibens völlig verlernt wird — das wird nach einer umfassenden Schulbildung, wie sie in der Bundesrepublik Deutschland gesetzlich vorgeschrieben ist, kaum zu befürchten sein. Jedoch reicht es schon aus, wenn die Lesebereitschaft mit fortschreitendem Alter so weit abnimmt, daß aus eigenem Antrieb nicht mehr gelesen wird. Daß es dieses Phänomen gibt, wird nicht mehr bestritten. Der Begriff des Analphabetismus ist also zu differenzieren. Damit sind wir jedoch bei einer Lesemotivforschung angelangt, die die ganze Frage des Verhältnisses von Lesen und Sprachverhältnis, um das es hier bei dieser Tagung geht, weiter kompliziert.

Daß man aus unterschiedlichen Motiven lesen kann, hat sich schon oben bei der Betrachtung des Wandels von der Volksbücherei zur öffentlichen Bibliothek ergeben. Lesen als Unterhaltungswert ist eben doch

ein anderes als Lesen als Bildungs- und Informationswert. Nun könnte man natürlich unterstellen, daß die Strukturen der Schriftsprachlichkeit – Orthographie im weitesten Sinne einschließlich der Interpunktion, Grammatik, Stilistik – unabhängig von der Art der Lektüre unbewußt auf den Leser einwirken und auf diese Weise auch sein Ausdrucksvermögen prägen, und natürlich gibt es gewisse Beobachtungen, auf die sich eine solche Theorie berufen könnte. Die Ganzheitsmethode geht zum Beispiel davon aus. Auch in der Diskussion um die vereinfachte Kleinschreibung finden sich Elemente dieser Argumentation – übrigens auf beiden Seiten – wieder. Doch wollen wir hier wieder einmal die Fakten noch weiter differenzieren.

Worin, so muß hier einmal gefragt werden, liegt der Unterschied zwischen dem Lesen und dem Fernsehen? Ludwig Muth hat in einer viel beachteten Diskussion die These aufgestellt, daß sich Gelesenes tiefer einprägt als Gesehenes.¹ Damit sollte dem Buch ein Vorsprung vor dem Fernsehen gesichert werden – übrigens auch der Tageszeitung vor der Tagesschau. Man muß sich jedoch fragen, ob die Gegensätze so einfach sind, wie sie manchmal dargestellt werden. Gibt es nicht auch Texte, die in ihrer Struktur stärker auf das Sehen als auf das Lesen abgestellt sind, und führen folglich nicht Statistiken in die Irre, wenn sie diese Texte den Büchern zurechnen? Als krasseste Form dieser Sehtexte sei an die Comic-Strips erinnert, die nicht eigentlich Textstrukturen, sondern Bildstrukturen vermitteln. Dem Bild wohnt ein unmittelbares Fascinosum inne, das durch einen literarischen Text nicht erreicht werden kann. Wir machten es uns zu leicht, wenn wir diesen besonderen Reiz in einer ungeistigen Unmittelbarkeit des Zugangs sähen. Vor vielen Jahren berichtete einmal der damals noch in Bochum lehrende Archäologe Andreae über seine ersten Erfahrungen mit dem Fernsehen. Er hatte einen Vortrag über die archäologischen Ausgrabungen in der Höhle von Spelonga verfaßt, der nun zu einer Fernsehreportage umgebildet werden sollte. "Wenn man von ... nach ... fährt, so ...", so ungefähr begann der Vortrag. Dieser ganze Teil des Vortrages jedoch konnte in der Fernsehsendung fortfallen und durch eine einzige Bildeinstellung der Straße ersetzt werden.

Dieses Beispiel zeigt, daß in der Diskussion um die Frage des Verhältnisses von Bildlichkeit und Schriftlichkeit nicht vorschnell ein Werturteil gefällt werden sollte. Es müßte vielmehr genauer untersucht werden, welche Funktionen die Bildlichkeit, welche die Schriftlichkeit erfüllen kann. Dabei bedarf es noch besonderer Überlegungen über dieses Verhältnis innerhalb der gedruckten Medien, denn der Comic-Strip ist ja keineswegs die einzige Form der Ambivalenz zwischen Bild und Text.

Niemand würde zum Beispiel das Bilderbuch für das Vorschulkind ächten wollen, oder die illustrierte Textausgabe, wenn ich mich auch manchmal frage, ob all die wissenschaftlichen Vorträge, die heute unter Einsatz von Overhead-Projektoren gehalten werden, dieser optischen Unterstützung bedürfen.

Kehren wir zur Frage der Lesemotivation zurück. Relativ günstige Prozentzahlen von Jugendlichen können sicherlich kein Grund sein, diese Gruppe aus einer intensiven Werbung für das Lesen zu entlassen, da nur hier eine Grundbereitschaft zur Lektüre gelegt werden kann. Doch ist es wohl keineswegs damit getan, daß Eltern und Lehrer Kinder und Schüler intensiv zum Besuch der Bibliothek oder gar zur Lektüre anhalten. Wenn mehr als ein Drittel der Jugendlichen weiterbildende Schulen oder Schulformen besuchen, so ist die Bereitschaft zur Benutzung der Bibliothek – und auch zum Kauf von Taschenbüchern – verhältnismäßig groß, zumal die Entwicklung der differenzierten Oberstufe die Nutzung von Literatur zu Spezialproblemen unumgänglich macht. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint ein Anteil von 20% an einem Jahrgang noch verhältnismäßig gering. Diese Form der Literaturnutzung – ich möchte hier bewußt das Wort Lesen vermeiden – wird kaum Impulse über die Schulzeit hinaus zu geben vermögen. Zwar haben sich unsere Bildungsplaner der lebenslangen Fortbildung verschrieben, doch müßte einmal frei von jeder ideologischen Bindung gefragt werden, ob ein derartiger Prozeß heute schon anzutreffen ist und welche Aussichten er für die Zukunft hat. Natürlich hat es immer Berufsfelder mit erheblichem Innovationsbedarf gegeben, doch ist die Generalisierung dieser Beobachtung, die jeden Menschen vor die Notwendigkeit eines ständigen Lernprozesses stellen möchte, sicherlich unrealistisch.

Das informative Lesen ist – so scheint es – eine schlechte Voraussetzung für eine kontinuierliche Lesebereitschaft, wenn auch die außerberufliche Beschäftigung mit Sachfragen ein allgemeines Lesebedürfnis wecken kann. Was bleibt also: Lesen als Unterhaltung, Lesen als Ausdruck eines Bildungstrebens. Die alte Volksbücherei wollte diese beiden Leseantriebe in eins fassen. Von der Gartenlaube zu Goethe, von Simmel zu Schiller: ist das wirklich eine realistische Vorstellung? Daß dieser Weg nicht so einfach ist, wie er sich propagieren läßt, haben die Kollegen schon zu Beginn ihrer Bildungsbemühungen gesehen. Sie haben stets das Problem der unteren Grenze erkannt, unter die man nicht gehen dürfe, weil die dort angesiedelte Literatur keine Elemente enthält, auf denen man aufbauen könnte. Mit dieser Entscheidung ist jedoch ein Problem wieder einmal formalisiert und damit technisiert worden. So könnte man lange darüber streiten, welche Autoren unterhalb dieser Grenze liegen.

Was uns jedoch verloren ging, ist die Bindung der Leserschulung an einen Bildungskanon. Niemand kann sich heute noch zu einem Leseziel bekennen, das dem der Volksbildner der zwanziger Jahre entspricht. Doch ist für Volksbildung schon etwas gewonnen, wenn ein großer Teil des deutschen Volkes auf der Ebene der Unterhaltungslektüre stehenbleibt, ja über den Griff zum Comic oder Kioskroman nicht hinauskommt? Um diese Frage zu generalisieren: ist Lesen an sich schon ein kultureller Wert oder erreicht der Vorgang erst durch den Gegenstand der Lektüre ein solches Niveau? Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die Antwort auf die Frage schuldig bleibe.

Nun erwarten Sie von mir noch eine Antwort auf die Frage, welchen Einfluß das Lesen auf die Probleme der Schriftsprachlichkeit besitzt. Gibt es, so ist zu fragen, einen Zusammenhang zwischen Leseverhalten und schriftlichem Ausdruck? Beherrschen Leser schlechthin die Orthographie, die Interpunktion, die Grammatik oder die Stilistik besser als Nichtleser?

In meiner Schulzeit galt es als ausgemacht, daß die Lektüre den Stil eines Schülers bestimmt. Ich weiß nicht, auf welches empirische Material sich diese Annahme gestützt hat. Auch heute wissen wir, daß sich gewisse Lesemuster einprägen, daß also die Lektüre eine gewisse Stütze für die Orthographie darstellt. Dennoch läuft dieser Vorgang sicherlich nicht einfach unbewußt ab. Die Untersuchungen des Allensbacher Instituts für Demoskopie für die Rechtschreibung² haben gezeigt, daß Wörter, die täglich in Tageszeitungen begegnen – etwa *Satellit*, *Republik* –, von einem erheblichen Prozentsatz der Bevölkerung falsch geschrieben werden. Es wird eben bei gewissen Lesevorgängen das Bildmuster eines Wortes nur sehr unvollständig aufgenommen. Ob diese Einschränkung für alle Formen des Lesens von der Information über das Unterhaltungsbis zum Bildungslesen gleichermaßen gilt, darüber fehlen noch alle Untersuchungen. Noch problematischer erscheint die Hoffnung, durch Lektüre auf den Stil des Lesers einzuwirken. Um hier einen Zusammenhang zu stiften, wäre sicherlich eine sehr bewußte Lektüre erforderlich. Einfache Mechanismen sind hier kaum anzunehmen. Das aktive Schreiben – dies ist meine Überzeugung – ist nur sehr bedingt durch den rezeptiven Lesevorgang zu beeinflussen – vielleicht am leichtesten im Vokabular, am schwersten beim Stil. Die geistige Produktion setzt aktive Schulung voraus, ständige Übung. Das Lesen hilft hier nur wenig, so wie das Mitfahren auf dem Beifahrersitz des Autos die Fahrschule nicht ersetzen kann. Der Wert des Lesens muß also in anderem gesucht werden als in der Förderung der Schriftsprachlichkeit.

Anmerkungen

- 1 Ludwig Muth: Keine Lust mehr zum Bücherlesen? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 8. Mai 1982, S. 13.
Ludwig Muth: Buchhändler haben näherliegende Probleme. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 11.5.1982, S. 1258-1259.
- 2 Institut für Demoskopie Allensbach. Allensbacher Berichte, 1981, Nr. 25. Bild-Zeitung. 8.12.1981, S. 2.